

(Nachdruck verboten.)

Gobseck.

2]

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

„Guten Tag, Papa Gobseck,“ redete ich ihn an.

Er wandte mir seinen Kopf zu und seine dichten, schwarzen Augenbrauen näherten sich unmerklich. Diese charakteristische Bewegung kam bei ihm dem herzlichsten Lachen des Südfrenzosens gleich.

„Sie sehen ebenso übelgelaunt aus, wie an jenem Tage, als man Ihnen den Bankrott des Buchhändlers anzeigte, in dessen Geschicklichkeit Sie soviel Vertrauen gesetzt haben und dem Sie dann doch schließlich zum Opfer gefallen sind.“

„Opfer?“ fragte er mit einem Ausdruck des Staunens.

„Hat er nicht, um seinen Afford zustande zu bringen, seine Schuld bei Ihnen mit Wechsel geordnet, die mit seiner in Konkurs befindlichen Handelsfirma gezeichnet waren; und hat er dann nicht, als er wieder zu Geld kam, von Ihnen den Abzug verlangt, der mit der Quote des Affordes im Einklang stand?“

„Er war ein schlauer Kopf,“ entgegnete er, „aber ich habe ihn mir schließlich doch geholt.“

„Haben Sie dann vielleicht einige Wechsel, die zum Protest gehen müssen? Wir haben heute den dreißigsten, glaube ich.“

Zum erstenmale sprach ich von Geld zu ihm.

Er hob seine Augen mit einem belustigten Ausdruck zu mir in die Höhe und dann sagte er mit seiner sanften Stimme, deren Tonfall dem Klange einer Flöte glich, die ein Schüler dieser entlockt, wenn er sie noch nicht so recht zu handhaben versteht.

„Sie machen mir Spaß.“

„So macht Ihnen also doch etwas hin und wieder Spaß?“

„Glauben Sie denn, daß es keine anderen Poeten gibt, als die, die ihre Verse drucken lassen?“ fragte er mich, indem er die Schultern hochzog und mir einen mitleidigen Blick zuwarf.

In diesem Kopfe sollte etwas von Poesie verborgen sein, dachte ich. Damals kannte ich eben noch nichts von seinem Leben.

„Welches Leben könnte so glanzvoll und reich sein, wie es das meine ist,“ rief er, während ein Feuer in seinen Augen aufleuchtete. „Sie sind noch jung, Ihre Gedanken sind die, die Ihnen Ihr Blut eingibt. Sie sehen die Frauengesichter im Scheine des flackernden Feuers, das Ihr Inneres versengt. Ich sehe nichts mehr als die verbrannten Kohlen. Sie glauben an alles — ich glaube an nichts. Bewahren Sie sich Ihre Illusionen, wenn Sie können.“

Ich werde Ihnen also jetzt eine Lebensabrechnung aufstellen. Sei es, daß Sie in der Welt umherreisen, sei es, daß Sie an der Seite Ihrer Frau vor Ihrem häuslichen Kaminfeuer sitzen bleiben — eines Tages muß doch ein Alter kommen, wo das Leben nichts anderes ist, als eine Gewohnheit, der man in einer bestimmten bevorzugten Umwelt mechanisch nachgibt. Dann besteht unser Glück in der Betätigung unserer Fähigkeiten, die auf Tatsächlichem und Bestehendem angewandt werden. Außerhalb dieser beiden Prinzipien ist alles andere falsch. Meine Anschauungen haben auch wechseln müssen, wie die aller Menschen. Ich habe sie unter jedem Breitengrade geändert. Was man in Europa bewundert, das wird in Asien bestraft. Was in Paris ein Laster ist, das wird, sobald man über die Azoren hinaus kommt, zur Notwendigkeit. Nichts ist hienieden feststehend und absolut — es gibt nur eine Anzahl Vereinbarungen und Kompromisse, die unter den verschiedenen Klimaten modifiziert werden. Für den Menschen, der sich sozusagen in alle gesellschaftlichen Subformen eingefügt hat, für den sind Ueberzeugungen und Moralthesen nur wertlose Worte. Dann bleibt in uns nur das einzige wahre Gefühl zurück, mit dem die Natur uns ausgestattet hat: der Selbsterhaltungstrieb. In Ihrer europäischen Gesellschaft heißt dieser Instinkt: persönliches Interesse. Wenn Sie soviel und solange gelebt hätten wie ich, so wüßten Sie, daß es nur einen einzigen materiellen Gegenstand gibt, dessen Wert feststehend genug ist, damit ein Mensch sich mit ihm befassen kann. Dieser Gegenstand ist das Gold.

Das Gold stellt alle Abarten menschlicher Kraft dar. Ich

bin viel gereift, ich habe gesehen, daß es überall in der Welt Ebenen und Berge gibt. Die Ebenen langweilen, die Berge ermüden: Die Dertlichkeit als solche ist also einflußlos. Und was nun die Sitten anbetrifft, so ist der Mensch überall der gleiche; überall tobt der Kampf zwischen arm und reich, überall ist er unvermeidlich. Daher ist es besser, der Ausbeuter als der Ausgebeutete zu sein. Ueberall finden sich muskelstarke Menschen, die arbeiten, und lymphatische Menschen, die sich quälen. Ueberall sind die Freuden dieselben, denn überall brauchen sich Sinne und Gefühle ab und es bleibt nur eine einzige Empfindung zurück: die Eitelkeit. Die Eitelkeit ist jederzeit die Zusammenfassung des eigenen Ichs. Die Eitelkeit befriedigt sich nur in Strömen Goldes. Unsere Tugenden, die Wünsche unserer Phantasie erfordern Zeit, Sorgfalt oder physische Mittel. Nun wohl, im Golde ist alles als Keim verborgen und nur das Gold vermag alles als real zu schaffen. Man muß verrückt oder krank sein, wenn man ein Vergnügen darin findet, allabendlich Karten zu kloppen, um dann zu wissen, ob man ein paar Sou verloren oder gewonnen hat. Nur die Dummen können ihre Zeit darauf verwenden, in Erfahrung zu bringen, was in der Welt vor sich geht, ob Madame Soundso allein oder in Gesellschaft auf ihrem Kanapee gelegen hat, ob sie mehr Blut als Lymphe, mehr Temperament als Tugend besitzt. Nur die wahren Toren können glauben, daß sie ihren Mitmenschen nützlich sind, wenn sie sich damit befassen, politische Prinzipien auszutüfteln, um auf diese Weise Ereignisse zu leiten, die doch immer unvorhergesehen eintreffen. Nur alberne Menschen können Gefallen daran finden, von Schauspielern zu sprechen und ihre Worte nachzuplappern, täglich dieselbe Promenade zu unternehmen, die sich allerdings auf einem etwas größeren Raum abspielt, als die des Tieres in seinem Käfig; sich für andere anzukleiden und für andere zu essen; Genuß und Wohlsein über ein Pferd oder einen Wagen zu empfinden, den sich der liebe Nachbar erst drei Tage später anschaffen kann. Ist das nicht in wenigen Worten das Leben Eurer Pariser? Lassen Sie uns doch ihr Dasein von einem höheren Standpunkte betrachten, als sie es selbst sehen. Das Glück besteht entweder aus starken Erregungszuständen, die das Leben abnutzen, oder aus regelmäßigen Beschäftigungen, die aus dem Dasein einen Mechanismus herstellen, der wie ein Stundenwerk arbeitet. Jenseits dieses Glückes gibt es eine Neugier, die man als edel bezeichnet und die darauf ausgeht, die Geheimnisse der Natur zu erforschen oder künstlichen Ersatz für ihre Elemente und Erzeugnisse zu finden und zu erfinden. Ist das nicht in zwei Worten das Wesen der Kunst und der Wissenschaft, die Erklärung für Leidenschaft und Ruhe?

Und weiter — die Gesamtsumme menschlicher Leidenschaft, die durch das Spiel und Gegenpiel Eurer gesellschaftlichen Begehrlichkeit in die Höhe getrieben wird, paradiert an mir, der in absoluter Ruhe lebt, in langem Zuge vorüber. Und dann Euer wissenschaftlicher Forschungsdrang, jener Kampf, in dem der Mensch immer unterliegen muß. Ich ersehe ihn durch ein systematisches Eindringen in das Räderwerk, das die Menschheit in Bewegung hält. Kurz und gut — ich befinde mich, ohne in einem Zustande der Ermüdung zu sein, im Besitze der Welt und die Welt kann mir nichts anhaben.

Nun hören Sie, wenn ich Ihnen jetzt die Ereignisse des heutigen Vormittags erzähle, so werden Sie das ganze Maß meiner Freude erfassen können.“

Er erhob sich, schob den Niegel seiner Tür vor, zog einen Vorhang aus altem Stoff zu, daß die Ringe an der Eisenstange freischwebten, und setzte sich dann wieder auf seinen Platz.

„Gute morgen,“ begann er, „hatte ich nur zwei Wechsel einzufassieren; die anderen waren schon gestern von einigen meiner Kunden an Zahlungsstatt angenommen worden. Um so mehr Verdienst! Bei der Diskontierung ziehe ich nämlich die Fahrt, die ich zur Einfassierung machen muß, schon im voraus ab, indem ich vierzig Sous für eine Droßke beanspruche. Das fehlte noch gerade, daß mich ein Kunde für einen mageren Diskontverdienst von sechs Frank durch ganz Paris hegte — mich, der niemandem gehorchen braucht und überhaupt nur sieben Frank Abgaben zahlt!“

Der erste Wechsel im Werte von tausend Frank wurde mir feinerzeit von einem jungen Mann gebracht, von einem feinen

Kerlehen mit Vergnon, mit Haillatenbenähter Weste, mit englischen Pferden und einem Tilbury usw. usw. Das Papier war von einer der hübschesten Frauen von Paris unterzeichnet, die mit einem reichen Grundbesitzer, einem Grafen, vermählt ist. Wozu hatte diese Gräfin einen Wechsel unterschrieben, der rechtlich keinen Wert hatte, tatsächlich aber so gut wie irgend etwas war? Diese unglücklichen Frauen fürchten immer einen Skandal, den ein Protest in ihrem Hause hervorrufen könnte, und sie würden lieber irgend etwas in Zahlung hingeben, als nicht zahlen. Ich wollte den geheimen Wert dieses Wechsels in Erfahrung bringen. War es Beschränktheit, Unvorsichtigkeit, Liebe oder Mitleid?

Der zweite Wechsel in gleicher Höhe war Jenny Malbaut gezeichnet und mir von einem Leinwandhändler gebracht worden, der im Begriff steht, sich zu ruinieren.

Niemand, der noch den geringsten Kredit auf der Bank hat, kommt in meine Bude. Der erste Schritt, den man von meiner Tür zu meinem Schreibtisch zurücklegt, zeigt mir stets dasselbe Bild der Verzweiflung, des bevorstehenden Bankrotts — immer aber handelt es sich um eine vorhergegangene andauernde Suche nach Geld und eine abschlägige Antwort bei allen Bankiers. Und daher sehe ich nur geheftetes Bild, hinter dem die Meute der Gläubiger herjagt.

Die Gräfin wohnte in der Rue de Gelder und meine Jenny in der Rue Montmartre. Welche Anzahl von Kombinationen habe ich angestellt, als ich heute morgen mein Haus verließ. Wenn diese beiden Frauen nicht in der Lage waren, zu zahlen, so mußten sie mich mit mehr Respekt empfangen, als wenn ich ihr eigener Vater gewesen wäre. Welche Anzahl von Posen und Mätschen mir die Gräfin für ihre tausend Frank wohl vorspielen würde. Mußte sie nicht ein lebenswürdiges Wesen annehmen, in einem Tonsalle zu mir reden, dessen schmeichelnder Klang eigentlich für den bestimmt war, der den Wechsel indossiert hatte, mich mit zärtlichen Ausdrücken überschütten, mich vielleicht anfehlen und ich — hier warf mir der Greis seinen bleichen, leblosen Blick zu — „und ich,“ fuhr er fort, „ich stets unbeweglich, unerschütterlich. Ich stehe da wie der Rächer. Ich komme wie die Verkörperung der Rache.“

Lassen wir also jetzt alle meine Gedanken und Hypothesen beiseite. Ich fange also an.

„Frau Gräfin ist noch nicht aufgestanden,“ sagte mir eine Kammerjungfer.

„Wann ist sie zu sprechen?“

„Gegen Mittag.“

„Ist die Frau Gräfin vielleicht leidend?“

„Nein, mein Herr, sie ist erst gegen drei Uhr vom Ball nach Hause gekommen.“

„Ich heiße Sobseä. Bitte, teilen Sie der Gräfin meinen Namen mit. Ich werde gegen Mittag wiederkommen.“

Und dann trolle ich mich, indem ich auf dem weichen Teppich, der die Marmorfliesen der Treppe bedeckt, meine Spuren zurücklasse. Ich finde Vergnügen daran, die Teppiche der reichen, vornehmen Leute zu beschmutzen. Nicht aus kleinlicher Bosheit, sondern um sie die eisernen Klauen der Not kennen zu lehren.

Ich gelangte auf die Rue Montmartre. Ich stoße die Haustür eines Hauses von recht minderwertigem Aussehen auf und ich sehe einen jener dunklen Höfe vor mir, in die die Sonne niemals eindringt. Die Portiersloge war schwarz. Die Scheiben glichen dem Ärmel eines zulange getragenen Hausrodes; sie waren fettig, braun, rissig.

„Mademoiselle Jenny Malbaut?“

„Sie ist ausgegangen. Wenn Sie aber wegen eines Wechsels kommen — hier ist das Geld.“

„Ich werde wiederkommen,“ sagte ich.

In dem Augenblick, da ich sah, daß die Portiersfrau das Geld zur Verfügung hatte, wollte ich das junge Mädchen sehen. Ich stellte mir vor, daß sie sicherlich hübsch sein mußte. Ich verbrachte den Vormittag, indem ich mir die auf dem Boulevard ausgestellten Stiche und Gravüren besah. Pünktlich um zwölf Uhr durchschritt ich den Salon, der vor dem Zimmer der Gräfin lag.

„Die Frau Gräfin läutet soeben nach mir,“ sagte die Kammerjungfer. „Ich glaube nicht, daß sie schon zu sprechen ist.“

„Dann werde ich warten,“ entgegnete ich, indem ich mich auf einen Lehnstuhl niederließ.

Die Portieren öffneten sich, die Kammerjungfer kam eilig zurück und erklärte mir: „Ich bitte einzutreten, mein Herr.“

Aus dem sanften Ton ihrer Stimme entnahm ich, daß

ihre Herrin nicht in der Lage war, zu zahlen. Wie wunderbar schön die Frau war, die ich jetzt zu sehen bekam! In aller Eile hatte sie einen Raschmirschal über ihre nackten Schultern geworfen und sie hüllte sich so fest in das Tuch, daß ihre Formen klar zutage traten. Sie trug ein Beignoir, das mit schneeweißen Rüschen besetzt war, die auf eine jährliche Ausgabe von ungefähr zweitausend Frank bei der Feinwäscherin schließen ließen. Ihre schwarzen Haare flossen in großen Wellen aus einem zierlichen Seidentuch, das sie nach Art der Kreolinnen nachlässig um den Kopf gewunden hatte. Ihr Bett wies in seiner Unordnung auf eine in banger Erregung verbrachte Nacht hin. Ein Maler hätte irgend etwas gegeben, um einige Minuten lang dieser Szene beizuhohnen zu können.

Ein mit einem zierlichen Ueberzuge bedecktes Kissen, das auf einem blauseidenen Plumeau eingedrückt war und dessen Spitzengarnitur sich lebhaft von dem azurblauen Untergrunde abhob, zeigte in unbestimmten Umrissen die Formen, die die Einbildungskraft leicht zu vervollständigen vermochte. Auf einem mächtigen Bärenfell, das vor dem Bett lag, dessen Füße in Mahagoniholz geschnitzte Löwentöpfe darstellten, glänzten die weißen Atlaschuhe, die mit der Sorglosigkeit, die die Ermüdung eines Balles mit sich bringt, dorthin geworfen zu sein schienen. Auf einem Stuhl lag eine zerknitterte Robe, deren Ärmel bis auf die Erde herniederhingen. Die Strümpfe, die der leiseste Windhauch wohl mit sich hätte davontragen können, ringelten sich unordentlich um die Füße eines Stuhles. Weiße Strumpfbänder flatterten über den Rand eines Divans hinunter. Der halbgeöffnete wertvolle Fächer gliederte auf dem Kamin Sims.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte einer Loge.

Von Camille Méchant. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Ministerium der schönen Künste.

An die Direction der „Comédie française“.

Herr Direktor!

Der Herr Minister ist ein wenig überrascht, daß keine Loge zur Verfügung seines Ministeriums steht, welches doch, wie Sie wohl selbst zugeben werden, in allererster Linie Berücksichtigung verdienen hätte. Der Herr Minister beauftragt mich daher, Ihnen zu eröffnen, er wünsche so bald wie möglich die Mitteilung zu erhalten, daß ihm eine Loge im ersten Rang für einen der drei „vornehmen“ Tage — Montag, Mittwoch, Freitag — reserviert ist. Er würde den Montag oder Freitag vorziehen, im Notfall aber sich auch mit dem Mittwoch begnügen.

Genehmigen Sie, Herr Direktor, die Versicherung meiner Hochachtung.

Im Auftrage des Herrn Ministers:

Der Kabinettschef

R

„Comédie française“
Direction.

Herr Minister!

Sie sehen mich in großer Verlegenheit. Sie wissen jedenfalls, daß alle Logen unseres Theaters abonniert sind, daß wir folglich die Logeninhaber nicht vor Ablauf ihres Kontrakts aus ihrem rechtmäßigen Besitz verdrängen können. Wenn Sie den Sonnabend oder den Sonntag akzeptieren wollten, ließe sich die Sache sehr leicht arrangieren. An diesen Tagen werden nur Klaffler aufgeführt, welche Sie ohne Zweifel sehr interessieren würden. Ich füge noch hinzu, daß diese Stücke von den ersten Kräften unseres Kunstinstituts gespielt werden, welche sich glücklich schätzen würden, den Beifall eines Mannes von der tiefen Bildung und dem gebieterischen Geschmack des Herrn Ministers zu finden.

Ich habe die Ehre, Herr Minister, Ihnen die Versicherung meiner ehrerbietigsten Ergebenheit zu Füßen zu legen. P. G.

Ministerium der schönen Künste.

An die Direction der „Comédie française“.

Herr Direktor!

Der Herr Minister beauftragt mich, Ihnen zu eröffnen, Sie mögen die Sache arrangieren, wie Sie wollen — das sei ihm vollständig gleichgültig; sein Wunsch sei ein administrativer Befehl, den man ohne Widerspruch zu erfüllen habe.

Genehmigen Sie, Herr Direktor, die Versicherung meiner Hochachtung.

Im Auftrage des Herrn Ministers:

Der Kabinettschef

R

Am Telephon.
Eine böse Stimme: „Hallo! Hallo! Sind Sie da, Herr Sekretär?“

Eine sanfte, unterwürfige Stimme: „Ich stehe, wie immer, zu Diensten, Herr Direktor!“
„Ach, sehen Sie doch gleich im Register nach, wer derjenige Abonnent ist, dessen Abonnement nur noch die kürzeste Zeit zu laufen hat.“

„Einen Augenblick, Herr Direktor! — Das ist — das ist der Fürst von S...“

„Himmel Donnerwetter! Und der hat gerade eine reizende Frau, die Perle der Montagvorstellungen! Aber schließlich, wenn es sein muß —! Kommen Sie doch gleich zu mir, damit wir das weitere besprechen. — Zum Teufel! eine fatale Geschichte!“

„Ich komme sofort, Herr Direktor.“

„Comédie française.“
Generalsekretariat.

An den Fürst Herrn v. S... , Rue Washington 20.

Mein Herr!

Auf Befehl des Ministers der schönen Künste sieht sich der Direktor der „Comédie française“ in die bittere Notwendigkeit versetzt, in aller kürzester Zeit über eine Loge disponieren zu können. Wir haben im Abonnementsregister nach demjenigen Abonnement geforscht, welches die kürzeste Zeit zu laufen hat, und wir haben festgestellt, daß das Abonnement Ihrer Loge im ersten Rang am 16. Februar erlischt.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns, mein Herr, müssen wir Ihnen daher ankündigen, daß Ihr Abonnement für diese Loge nicht erneuert werden wird. Der Herr Direktor hofft, Sie werden begreifen, daß er einer „höheren Gewalt“ weicht. Er ist untröstlich über diese Maßnahme, nicht so sehr deshalb, weil sie die Einnahmen vermindert, als vielmehr aus dem Grunde, weil sie einen der treuesten Besucher unseres Kunstinstituts, den Träger eines der vornehmsten Namen Frankreichs naturnotwendigerweise verstimmen und erzürnen wird.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung.

J. A.: Der Generalsekretär.

P. S. Selbstverständlich verbleibt Ihnen Ihre Parterreloge neben der des Jockeyklubs — ein kleiner Trost.

An die Direktion der „Comédie française“.

Mein lieber Direktor!

Was soll der schlechte Scherz? Man entzieht mir die Loge, welche schon mein Vater siebenzehn Jahre lang innehatte und läßt mich zum Trost meine Parterreloge? Glauben Sie etwa, daß sich die Fürstin mit diesem kleinen, schwarzen Loch zufriedengeben wird, wo man die Toiletten nicht unterscheiden kann und wo man den ganzen Abend durch die Vorgänge auf der Bühne verhindert wird, das Publikum zu studieren?

Sie wissen, ich bin ein gutmütiger Mensch, aber wenn ich einmal in Zorn gerate, ist nicht gut, mit mir Kirschchen zu essen. Ich bin ein alter Küraffieroffizier. Außerdem bitte ich nicht zu vergessen, daß ich Abgeordneter bin! Ich werde — Sie können es an hoher Stelle melden — einen Skandal in der Kammer machen, wie man einen zweiten noch nicht erlebt hat, falls Sie Ihren schlechten Scherz zur Ausführung bringen sollten.

Mit herzlichem Gruß
Ihr Fürst von S... .

„Comédie française.“
Direktion.
(Persönlich)

Herr Minister!

Ich habe die Ehre, Ihnen den einliegenden Brief zu überreichen, dessen etwas solbattische Ungebundenheit Sie gütigst entschuldigen wollen. Aber bevor ich weitere Schritte tue, halte ich es für zweckmäßig, Ihnen mitzuteilen, daß Fürst von S... der Inhaber der von Ihnen gewünschten Loge ist. Der Herr ist Mitglied des Parlaments, — ein Punkt, der ohne Zweifel sehr in Betracht zu ziehen ist in einer Zeit wie die heutige, wo eine einzige Stimme eine Ministerkrise entfesseln kann.

Genehmigen Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein
Ihr sehr ergebener Diener

P. G.

Am Telephon.
Eine böse Stimme: „Hallo! Hallo! Sind Sie da, Herr Kabinettschef?“

Eine sanfte, unterwürfige Stimme: „Ich stehe, wie immer, zu Diensten, Herr Minister.“

„Na, Sie machen ja schöne Dummheiten! Kommen Sie mir nicht sagen, daß der Fürst von S... Abgeordneter ist?“

„Abgeordneter? Für welches Departement, Herr Minister?“
„Das weiß ich nicht. Informieren Sie sich im Kammer-Almanach!“

„Einen Augenblick, Herr Minister! — Das ist ein Irrtum. Es gibt keinen Abgeordneten, der den Namen des Fürsten von S... trägt.“

„Er ist nicht Abgeordneter? Um so besser! Dann gehen Sie ganz scharf vor! Sie begreifen, wenn er nicht Abgeordneter ist —“
„Ich begreife, Herr Minister! Ich werde die Sache schon machen, ich verspreche es Ihnen!“

Ministerium der schönen Künste.

An die Direktion der „Comédie française“.

Herr Direktor!

Ich bin erstaunt, daß Sie einen solchen Irrtum haben begehen können, indem Sie dem Herrn Minister versichern, der Fürst von S... sei Abgeordneter. Es gibt keinen Abgeordneten dieses Namens — Sie können sich im Kammer-Almanach davon überzeugen.

Im Auftrage des Herrn Ministers
Der Kabinettschef
R... .

„Comédie française.“
Generalsekretariat.

Herr Kabinettschef!

Der Herr Direktor ist erstaunt, daß Sie einen solchen Irrtum haben begehen können, indem Sie ihm versichern, der Fürst von S... sei nicht Abgeordneter. Sie können sich im Kammer-Almanach davon überzeugen, daß er tatsächlich Abgeordneter ist. Nur figuriert er dort mit dem Grafentitel und dem Namen einer unserer verlorenen Provinzen. Uebrigens beabsichtigt der Herr Ministerpräsident selbst, sich mit dem Herrn Minister wegen dieser Angelegenheit ins Einvernehmen zu setzen.

J. A.:
Der Generalsekretär.

Der Ministerpräsident an den Minister der schönen Künste.

Mein lieber Kollege!

Ich erfahre soeben, daß Fürst von S... eine Gefälligkeit von Ihnen erwartet. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihm alles, was er wünscht, gewähren. Er ist einer unserer besten, mit der Republik ausgesöhnten Monarchisten, sehr einflußreich, sehr begütert, ein Mann, der immer für die Regierung stimmt, und mit dem auf bestem Fuß zu bleiben ich für sehr wertvoll halte.

Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen und brüde Ihnen herzlich die Hand.
R... .

Ministerium der schönen Künste.

An die Direktion der „Comédie française“.

(Persönlich)

Mein lieber Direktor!

Telegraphieren Sie, bitte, umgehend an den Fürsten von S... , daß ich auf seine Loge verzichte. Im Grunde genommen ist es mir ganz gleichgültig, welche Loge und an welchem Tage ich sie habe — nur die Frau meines Kabinettschefs wird nicht damit zufrieden sein. Aber tut nichts!

An den klassischen Stücken liegt mir ebensowenig. Ich möchte aus einem bestimmten Grunde ein ganz bestimmtes Stück sehen. Reservieren Sie mir also, bitte, einen Fauteuil recht nahe der Bühne für die Premiere von „Maladetta“ und in der Pause stellen Sie mich dann Fräulein Manchaballe vor.

Ihr Minister und Freund
J... .

Kleines feuilleton.

kl. Japans Ureinwohner. Die amerikanische Forschungsreisende Jessie Aldermann hat gelegentlich eines Aufenthaltes in Japan auch den Ainus, den Ureinwohnern des Landes, die auf einer sehr niedrigen Kulturstufe zurückgeblieben sind, einen Besuch abgestattet. Sie landete an der Nordküste der Insel Jesso, die heute neben dem südlichen Teil von Sachalin und Kamtschatka und dem Kurilen von dem einst über ganz Hinterasien verbreiteten Volke bewohnt wird, und traf dort im Innern des Landes das erste Ainudorf, in dem ihre Ankunft das größte Aufsehen erregte. Schon der erste Anblick der Leute zeigt, daß sie keinem der asiatischen Stämme anzugehören scheinen. Die Männer sind weit stärker und stämmiger als die Japaner, und es fehlt ihnen das charakteristische Merkmal der mongolischen Rasse, die Schlitzaugen. Das sonderbarste in der Erscheinung der Männer ist das lange, dicke Haar, das den Körper oft bis zu den Finger- und Zehenspitzen bedeckt und das ihnen auch den Beinamen der „haarigen Männer des Nordens“ eingetragen hat. Im ganzen benahmen sich die Ainus durchaus friedlich, aber in ihren Sitten und Gebräuchen zeigten sie sich im höchsten Maße unkultiviert. Sie hielten mit größter Hartnäckigkeit an ihren altertümlichen Gewohnheiten fest.

Die Häuser sind mit seltenen Ausnahmen kaum anders gebaut wie die Hütten der Südsee-Inulaner. Es sind hinsfällige Strohhütten, die nur einen Raum haben; eine etwas erhöhte Plattform an drei Seiten dient am Tage als Sitz, in der Nacht als Schlafstätte. In der Mitte des Raumes ist ein kleiner Steinhäufen, der als Herd dient. Das Haus hat nur ein einziges Fenster, das nach Osten hinaussteht, das aber nicht benutzt werden darf, sondern der

Göttern geweiht ist. Um keinen Preis würde ein Ainu durch dieses Fenster hinaussehen, und von außen einen Blick durch das Fenster in das Innere der Hütte zu wagen, gilt nahezu als ein Verbrechen. Das unfruchtbare, öde Land gewährt den Ainus nur karge Nahrung. Sie jagen und fischen, müssen aber einen großen Teil ihres Fanges als Tribut an die Japaner abliefern. Die Ainus haben auch einen „König“, der die Reisende mit allen Ehren in seiner Hütte empfing. Er war angetan mit seinem Staatskleid und hatte eine Krone auf aus Fichtenspänen mit der Bronzefigur eines Wären in der Mitte.

In längst vergangenen Jahrhunderten war das Volk unabhängig; jeder Stamm hatte seinen Häuptling und ein König herrschte über das ganze Volk. Dann aber nahmen die Japaner das Land in Besitz und unterjochten die Ainus, wenn auch nicht ohne harte Kämpfe. Die japanische Regierung kümmert sich jedoch wenig oder gar nicht um dieses Volk und tut nichts, seine Lage zu verbessern, so daß es immer weiter zurückkommt und langsam ausstirbt. Man schätzt die Zahl der Ainus jetzt auf nicht mehr als 20 000. Wie bei allen tiefstehenden Völkern ist auch bei den Ainus die Lage der Frauen keine beneidenswerte. Sie huldigen der Vielweiberei und behandeln die Frauen mit großer Geringschätzung. Die Frauen müssen an allen Arbeiten teilnehmen, am Hausbau, am Fischfang und so weiter, ja sie tragen sogar die Hauptlast der Arbeit und leisten dazu noch ihren Herren und Gebietern jeden erdenklichen persönlichen Dienst; dabei bliden sie mit größter Ehrerbietung zu ihnen auf. Begegnet ein Mann einer Frau auf der Straße, so tritt sie sofort beiseite, verneigt sich tief und hält die Hand vor den Mund, damit nicht etwa der Atem eines Weibes den Herrn der Schöpfung berühre und beslede.

Eine merkwürdige Sitte üben die Ainumädchen mit einem erstaunlichen Maß von Geschicklichkeit. Ihr Ursprung mag so alt sein wie die Bestimmung der Füße in China, und der damit zunächst beabsichtigte Zweck ist nicht mehr erkennbar; die Ainus wissen selber keinen anderen Grund anzugeben, als daß „die Vorfahren es so taten“. Kein Ainumädchen darf nämlich hoffen, das Wohlgefallen eines Mannes zu erregen, ehe sie sich nicht einen großen Schnurrbart auf die Oberlippe tätowiert hat. Da das Verfahren sehr schmerzhaft ist, so wird es langsam und in einzelnen Abschnitten vorgenommen, und es dauert gut zwei Jahre, bis die Operation vollendet ist. Die Ainus sind im höchsten Maße abergläubisch; sie haben eine primitive Religion, die auf der Existenz von Tausenden von Geistern basiert, meistens bösen, die Tag und Nacht Opfer heischen. Abgeschälte Fichtenstämme mit darauf befestigten Wärenschädeln dienen als Talisman gegen Wassergefahr, Feuersnot und alle anderen Uebel. Bei ihrer Armut haben sie ein eigenartiges Mittel ausfindig gemacht, den Göttern ohne zu großen Aufwand zu opfern; den Götzenbildern werden die ersten erlegten Tiere zum Opfer gebracht, jedoch nur die Haut, das Fleisch essen die Ainus selber. Das größte Heldenstück bildet in den Augen des Ainu das Einfangen eines lebendigen Wärenjungens; dieses bildet dann den Stolz und das Schaustück des ganzen Dorfes, es wird groß gezogen und gemästet, um schließlich bei einem großen Volksfeste, zu dem die ganze Nachbarschaft herbeiströmt, gebraten und verzehrt zu werden. Nach diesem Feste wird dann die Haut des Wären zu der religiösen Kultstätte gebracht und auf den Fichtenstangen aufgehängt, dort bleibt sie, solange noch ein Fehlen von ihr übrig ist.

Die Erforschung der Affensprache. Der vor mehreren Jahren viel genannte Professor R. L. Garner, der berühmte Entdecker der „Affensprache“, rüht zu einer neuen Expedition an die Westküste Afrikas. Seine Hauptquartiere werden Gaboon und Kap Lopez sein. Auch diesmal begleitet ihn der grüne Drahtläsig, in dem er sich setzt, während die Bewohner des Urwaldes in voller Freiheit an ihm vorbeistreichen. Diesem merkwürdigen Einsatze, sich einmal lieber selbst in den Käfig zu sperren, verdankt Professor Garner seine wertvollsten Entdeckungen. Nur so war es ihm möglich, viele Monate ganz allein, gegen Raubtiere und Schlangen geschützt, im tiefsten Dschungel zu leben. Kein zweiter Mensch wie er hat wohl Eindricke von solcher wilden Größe erfahren, denn das ganze große Leben des Urwaldes pulsierte an ihm vorüber, während die feinsten Apparate im Käfig jeden Laut registrierten. So lernte Garner die Laute der Affensprache, deren er ungefähr zehn verschiedene entdeckte, nicht nur verstehen, sondern auch selbst nachahmen, so daß er mit den Affen „Konversation“ führen konnte. Ein bestimmtes Laut bedeutete „flüssige Nahrung“, ein anderer „feste Speise“. Mit dem Kriegsrufe konnte er wildeste Flucht, mit „alles sicher“ Ruhe und Gemütlichkeit nach Willkür bei einer Affenherde hervorrufen. Diesmal führt Garner die feinsten und vollkommensten Phonographen mit sich, die je fabriziert wurden — Thomas A. Edison hat selbst die Ausführung überwacht. Außerdem hat Garner noch eine Reihe von Apparaten selbst konstruiert, die ihm für psychologische Untersuchungen dienen sollen, denn er will diesmal die Affen auf ihren Form- und Farbensinn, auch auf musikalische Veranlagung hin untersuchen. Die meisten dieser Apparate funktionieren elektrisch, so daß kaum ein Bruchteil einer Sekunde zwischen Wahrnehmung und Registrierung verstreicht. „So gut wie diesmal“, sagt Professor Garner, „war ich noch nie ausgerüstet, und so hoffe ich auch auf um so günstigere Resultate. Das Faszinierende an meinem Unternehmen ist, daß man nie weiß, wann sich etwas Wichtiges ereignen wird — plötzlich und verblüffend kommen die Entdeckungen. Dann aber, um ihnen den wissenschaft-

lichen Wert zu geben, muß allerdings jedes Experiment mit unendlicher Geduld immer wieder versucht werden, um alle Fehlerquellen auszumergen.“ Die neue Expedition ist auf ungefähr zwei Jahre berechnet. —

Eine wärmere Epoche? Wilhelm Schuster will deutliche ornithologische Anzeichen dafür anführen (Mitteil. üb. d. Vogelwelt, 1905), daß wir einer wärmeren Epoche, also einer neuen Tertiarzeit, entgegengehen. Erstens sei es das immer mehr — und zwar hinsichtlich der Arten- wie Individuenzahl — um sich greifende, zur Gewohnheit werdende Ueberwintern derjenigen Vögel, die eigentlich Zugvögel sind; sehr bezeichnend sei hierbei zugleich die Tatsache, daß die Winterquartiere eben dieser zu Standvögeln werdenden Säger und Lusträuber mit den Jahren immer weiter in höhere Breiten vorgeschoben werden. Dann kämen nordische Vögel, wie beispielsweise die Seidenschwänze, jetzt lange nicht mehr so zahlreich wie in früheren Jahrzehnten. Sommerquartiere wie Brutgebiete südlicher Vögel fänden sich jetzt in Deutschland, von denen früher nichts zu sehen war. Dabei rüdten die südlichen und selbst die heimischen Vögel nicht allein in horizontaler Linie gegen Norden vor, sondern auch in vertikaler gegen die Berghöhen. Beispielsweise kannte Naumann den Girkh noch nicht aus der Beobachtung in der freien Natur. Heute kommt es überall in Mitteldeutschland vor, vereinzelt bis nach Holland und Island hin. Vom Steppenhuhn und seinen Wanderungen in den letzten Jahrzehnten wissen wir noch alle. Die ornithologischen Beobachtungen befänden sich in Uebereinstimmung mit der neuen Reibisch-Simrothschen Theorie der Erdpendulation. („Globus.“)

Humoristisches.

— Begreiflich. Polizeikommissär: „Nun, Suber, wie hat denn das Automobil, von dem Sie überfahren wurden, eigentlich ausgesehen?“

Vauer: „Ja, wenn i' das wüßt', Herr Kommissär! I' hab's g'hört, g'rochen und g'spürt, aber — g'seh'n hab' i's net!“ —

— Zur Ausbildung. Chef (zum Lehrling): „Dieses Jahr werden wir 'mal Pleite machen, damit Sie das auch lernen, Müller!“ —

— Der Pantoffelheld. Frau: „Eine innere Stimme sagt mir —“

Mann: „Was, um Gottes Willen, eine innere Stimme hast Du auch noch?“ —

(„Fliegende Blätter“)

Notizen.

— 75 000 Zeitungen und Zeitschriften erscheinen nach der „Lit. Praxis“ gegenwärtig auf der Erde, davon 9000 in deutscher Sprache. Am zeitungsrärmsten ist Rußland. Als älteste Zeitung wird die „Peking Zeitung“ registriert; chinesische Werke erwähnen sie schon im Anfange des achten Jahrhunderts. —

c. Für einen Shalespeare-Druck, eine alte Quartausgabe von „Richard III.“ — 46 bedruckte Blätter, an den Ecken verdrammt, teils beschmutzt oder anderweit beschädigt — sind auf einer Auktion 35 000 M. bezahlt worden. —

— Das Neue Theater wird seine Spielzeit am 1. September mit dem „Sommerstraum“ eröffnen. Später geht Ibsens „Fest auf Solhaug“ in Szene. —

— „Der Liebeskönig“, Schauspiel von Leo Greiner, wird als die erste Neuheit der kommenden Spielzeit im Deutschen Theater bezeichnet. —

— „Ohne Religion“ heißt ein vieraktiges Lustspiel von Claude Fremy, das die Comédie française in Paris aufführen will. —

— Leon Chard, einer der berühmtesten französischen Opernsänger, ist in Paris gestorben. —

— Eine Ausstellung der gesamten deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts wird in Berlin für den nächsten Winter geplant. —

— Ein Wüstenlaboratorium wird in der Provinz Sonora (Mexiko) errichtet werden. Es soll die Wüstenatur erforschen, insbesondere Untersuchungen über die Pflanzenwelt der Wüste anstellen. —

t. Eine neue Entdeckungsfahrt nach dem Nordpol im Luftballon beabsichtigt der französische Aeronaut Marcillac. Er will das Unternehmen u. a. dadurch möglichst sicher gestalten, daß er die drahtlose Telegraphie benützt, um durch einfache, vorher vereinbarte Zeichen fortwährend Meldungen nach dem Ausgangspunkte seiner Fahrt gelangen zu lassen. Ein von Marcillac konstruierter Apparat „Thermogen“ soll den Einfluß der polaren Kälte auf das Gas im Ballon bekämpfen. Auf die Abkühlung des Gases und die dadurch herbeigeführte Verminderung der Tragfähigkeit führt Marcillac im wesentlichen den Mißerfolg Andrés zurück. —

— An einer Kircke erstickt ist das halbjährige Kind einer Bergmannsfamilie in Hochheide bei Ruhrort. —